



Tiefensee: „Super-Gau“ der Kirche

Entchristlichung in Ostdeutschland

Eberhard Tiefensee

Prof. Dr. Eberhard Tiefensee, Professor für Philosophie an der Theologischen Fakultät Erfurt

● Vor der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ des Deutschen Bundestages über die Situation der Kirchen in der ehemaligen DDR befragt, sprach ein evangelischer Religionssoziologe, Ehrhart Neubert, von einem „Supergau der Kirche“. „Was wir 1990 an Kirche übernommen haben aus der DDR, ist eine weitgehende Zerstörung. Ich lasse mich nicht durch eine Illusion beruhigen. In Berlin gehören nur noch unter ein Prozent der jungen Leute zur Kirche, ich könnte noch vieles andere sagen, denn der Erosionsprozess ist ja längst weiter. Wir wissen ja, auch zur DDR-Zeit wäre die Kirche organisatorisch zusammengebrochen ohne das Westgeld, und heute wären wir auch nicht lebensfähig. Das ist ein Supergau der Kirche. Warum nehmen wir das einfach nicht wahr? Aus diesen Trümmern, diesen Schmerzen, die ich empfinde, müssen wir suchen, warum das gewesen ist, und wie wir da raus kommen.“

Die Rede vom „Supergau“ ist nicht übertrieben. Bei der Volkszählung von 1984 deklarierten sich 82% der Bevölkerung als evangelisch, 12% als katholisch: für 1990 werden aber nur noch 25–30% als evangelisch und 3–5% als katholisch angegeben. Dabei handelt es sich um Durchschnittswerte, die durch einige volkswirtschaftliche Gebiete und durch die ältere Generation stabilisiert werden. In Satellitenstädten wie Berlin-Marzahn sind Christen beider Konfessionen inzwischen Minderheiten, die sich statisch gesehen im Bereich von Sekten bewegen. In relativ kurzer Zeit erfolgte also ein durchschnittlicher Rückgang der Christen von 94% auf 30% und etwa eine Verzehnfachung der Konfessionslosen von knapp 6% auf zwei Drittel der Bevölkerung. Eine Umkehr dieser Tendenz ist bis heute nicht in Sicht, bestenfalls eine Abschwächung. Aber selbst hier ist wenig Hoffnung, wie die letzte Shell-Studie „Jugend 2000“ zeigt: Ich will Sie nicht unnötig erschrecken, aber im Osten Deutschland sind inzwi-

schen über 80% der jungen Leute ohne Konfessionszugehörigkeit, viele schon in der zweiten oder dritten Generation, und nur noch 2% der Jugendlichen sind katholisch – das sind wohl gemerkt Durchschnittswerte. Da es diejenigen sind, welche die kommenden Generationen prägen werden, lässt sich die weitere Entwicklung hochrechnen. Die Shell-Studie kommentiert: „Insgesamt haben wir eine Entwicklung hinter uns, die den (christlichen) Kirchen wenig Chancen belässt, unter den derzeitigen Bedingungen und in den bisherigen Formen Einfluß auf die junge Generation zu gewinnen... Wir stehen am Ende der christlichen Epoche in der Geschichte des Abendlandes.“ Ich will hier nicht diskutieren, ob es ein christliches Abendland so überhaupt jemals gegeben hat und ob für das Ganze tatsächlich das Ende kommt, besonders bezüglich der Jugend halte ich mich mit Prognosen zurück, aber zumindest regional drohen in Ostdeutschland inzwischen Zustände, weil sie die paulinischen Gemeinden in der heutigen Türkei und die Gemeinden des Augustinus in Nordafrika kennen: Ein weitflächiges Ende des Christentums. Zuhörer und Tanz haben in ihrer Studie „Wie Europa lebt und glaubt“ von 1993 eine sozialreligiöse Skala für 27 Länder Europas und Nordamerikas erstellt. Sie zeigt Polen auf Platz eins vor Irland. Deutschland West auf Platz 19 weit hinter ehemaligen sozialistischen Ländern wie Slowakei, Ungarn, Litauen und Slowenien, die ehemalige DDR auf dem drittletzten Platz gefolgt nur von Schweden und Tschechien. Deutschland-Ost ist dabei das einzige Gebiet Europas und wahrscheinlich der Welt, in dem die Unreligiösen eine satte Mehrheit von über 65% stellen. Im Bereich des ehemaligen sozialistischen Lagers zeigen nur Tschechien, Estland und Lettland ähnliche Phänomene, ansonsten finden sich Parallelen in Nordeuropa, wo aber aufgrund der staatskirchlichen Verfassung fast alle getauft sind und also mindestens anlässlich der Geburt eines Kindes an einer kirchlichen Handlung teilnehmen.

Dass ein Teil der Bevölkerung sich keiner Religion zuordnet, ist auch in anderen Teilen Westeuropas der Fall – besonders in den Großstädten bilden sich zunehmend areligiöse „Inseln“. Es gibt auch im Westen einen Rückgang der konfessionellen Bindung, doch hat es bisher nicht die Größenordnungen der neuen Bundesländer erreicht. Im Westen waren 1993 evangelisch 45% (Osten 25%), katholisch 40% (Osten 4%) und ohne Religion 13% (Osten 70%). Auch bei den jungen Erwachsenen sind die Unterschiede signifikant. In dieser Personengruppe glauben nach eigenen Angaben im Osten nur noch 20% an Gott, im Westen immerhin noch 59%, die entgegengesetzte Position nehmen im Osten 69% im Westen nur 18% der Befragten ein.

Mit durchschnittlich 70% der Einwohner auf einem Gebiet von über 100.000 km² – Stadt und Land umfassung – steht der Osten Deutschlands wohl weltweit einmalig da. Wenn Westeuropa so etwas wie ein kirchliches Katastrophengebiet bildet (P. L. Berger), dann ist Ostdeutschland das Epizentrum, oder – um ein anderes Bild aufzugreifen – es liegt angesichts der von Marx bis Nietzsche schon lange

vorausgesagten und von Martin Buber eindringlich diagnostizierten „Gottesfinsternis“ im Bereich des Kernschattens.

Gerade nach dem Scheitern der marxistisch-leninistischen Weltanschauung sind im Osten Deutschlands ein Sinn-Vakuum und eine Orientierungskrise befürchtet, von manchen missionarischen Initiativen vielleicht sogar erhofft worden. Im großen Ganzen gesehen ist dieser Fall nicht eingetreten. Das hiesige Milieu ist zwar in eine Identitätskrise gestürzt, was sich z.B. darin zeigt, dass viele Biographien erst ab 1990 erzählbar sind (darauf ist noch einzugehen, wenn ich nach Ursachen der geistigen Situation in Ostdeutschland frage). Doch hat sich trotz aller Unsicherheit in der Selbstfindung die ehemalige DDR sowohl im Bereich der Wertvorstellungen als auch in Fragen der Lebensorientierung als überraschend beständig und krisenfest erwiesen – und als bleibend areligiös. Areligiosität gehört zu Ostdeutschland: So sind wir und so wollen wir bleiben.

Dabei hilft zunächst einmal die über Jahrzehnte mit Hilfe der DDR-Ideologen ausgebildete Feiernkultur: Geburt und Geburtstage, Weihnachts- und Osterfeiertage, Schulaufnahme (in Parallele zur Erstkommunion) und die sich ungebrochener Lebendigkeit erfreuende Jugendweihe (als Konfirmationsersatz), standesamtliche Hochzeit und nichtkirchliches Begräbnis sind inzwischen bewährte Rituale, die zumeist im Kreis der Familie vollzogen werden, was professionelle Hilfe nicht ausschließt – so ähnlich vollziehen ja auch viele christlichen Familien eine Taufe, eine Erstkommunion oder eine Hochzeit. Warum diese areligiöse Feiernkultur durch eine kirchliche ausgetauscht werden soll, dürfte den Nichtchristen um uns herum schwer einsichtig zu machen sein. Auch die sogenannten „Grenzsituationen“ wie Krankheit und Sterben bilden keinen Anlaß zu religiöser Ein- und Umkehr. Die Ostdeutschen sind nach zwei Diktaturen und den damit verbundenen biographischen Abbrüchen in der Regel hinreichend trainiert, die Dinge zu nehmen, wie sie nun einmal sind, d.h. sich zu arrangieren und „durchzuwursteln“. Auch das, vermute ich, findet sich bei vielen Menschen, die zwar einer Kirche angehören, ihre Religiosität aber mehr oder minder aus zweiter Hand beziehen und – mit Max Weber gesprochen – eben „religiös unmusikalisch“ sind. Eine Antwort auf tiefgreifende Sinnfragen wurde und wird weder im Alltag noch in extremen Lebenslagen erwartet, was auch die Fragen als solche für viele erübrigt.

Was wir vom Westen lernen können

Eberhard Tiefensee

Ich will drei Punkte nennen, an denen mir deutlich wird, dass wir vom Westen etwas lernen und übernehmen können:

Als eine große Chance hat sich die Kasualseelsorge erwiesen, d.h., dass Seelsorger in gesellschaftliche Bereiche hineingehen können, in denen sie nach bisheriger DDR-Erfahrung „nichts zu sagen hatten“: Militär-, Polizei-, Gefängnisseelsorge, auch Krankenhausseelsorge (die es zwar schon gab, die aber jetzt verstärkt wahrgenommen werden kann), das nun deutlich auch seelsorglich getragene Engagement im sozialen Bereich etwa bei Obdachlosen oder in der Schwangerschaftsberatung und ähnliches. Hierbei ist die katholische Kirche weniger misstrauisch gewesen als die evangelische Kirche, die sich z.B. lange gegen die Militärseelsorge gesperrt und eigene Verträge ausgehandelt hat, um Staatsnähe zu vermeiden. Die Kasualseelsorge scheint nun auch das Feld zu sein, das rückwirkend in die Gemeinden hinein Impulse gibt. So wird berichtet, dass die dort tätigen Seelsorger seltener an Motivationsschwäche leiden als Pfarrer, die den Eindruck haben, ihnen liefen die Gemeinden auseinander; erstere berichten von teils umwerfenden, auch manchmal lustigen Erfahrungen – natürlich auch manchmal von niederdrückenden. Aber selbst in dieser Hinsicht ist dieses Feld ein Impuls für unsere Diaspora-Kirche. Die Hilfe hierfür kam wesentlich aus dem Westen, weil all diese Strukturen bei uns ganz neu aufgebaut werden mussten.

Der zweite Punkt ist, dass eine neue Aufmerksamkeit für das Feld Kirche und Politik bzw. Kirche und Gesellschaft geweckt worden ist. Wie Sie vielleicht wissen, ist die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ in der DDR relativ wenig rezipiert worden. Das hatte verschiedene Gründe: Zum einen hatte man bis 1989 den Eindruck, dass eine Beschäftigung mit der katholischen Soziallehre nicht viel bringen könne, weil sie für ein Gebiet irrelevant sei, in die die Katholiken niemals auch nur in die Nähe der Schalthebel der Macht und der Gesellschaft kommen würden. Außerdem war Kardinal Bengsch einer der Bischöfe, die in Rom gegen diese Pastoralkonstitution gestimmt haben. Er hatte demzufolge wenig Interesse – und seine Stimme war damals in der DDR maßgeblich –, dass die Pastoralkonstitution sehr wirksam wird.

Seit 1989 haben wir nun katholische Politiker auf Ebenen, wo man mit solchen vorher nicht rechnen konnte. Jetzt war zu verstehen, dass Christen sich auch um ein gesellschaftliches Umfeld zu kümmern haben, das eigentlich nicht zu „unserer Klientel“ gehört. Auch hier meine ich, eine gewisse Rückwirkung festzustellen: Katholiken, die sich in der Politik oder in anderen gesellschaftlichen Feldern engagieren, fragen verstärkt die Gemeinden und Seelsorger an: Können Sie uns helfen und uns sozusagen das nötige „spirituelle Futter“ geben, damit wir in den Bereichen, in die wir gegangen sind,

auch als Christen leben können? Wir wollen ja nicht katholische Politik machen, aber wir wollen in der Politik als Katholiken wirken.

Das führt unter anderem zu einer Verschiebung der Akzente: Im Osten hat es diasporabedingt eine starke Klerikalisierung gegeben, weil in einer bedrängten Gemeinde der Pfarrer einen besonderen Einfluss darauf hat, was geschieht und was nicht geschieht. Diese binnenkirchliche Akzentuierung verlagert sich allmählich, was Laien noch stärker als früher mitbestimmen. Um ein Beispiel zu nennen: In der Theologischen Fakultät Erfurt studieren Laien in größerer Zahl erst seit 1989. Ihr Anteil wächst, und sie haben stellenweise das Ruder schon sicher in der Hand, wenn es z.B. um die Geschicke der Studentenschaft geht, auch ihre Sorgen und Interessen kommen zunehmend ins Spiel; manchem Priesteramtskandidaten ist das fast zuviel. Das ist nach meiner Beobachtung, der ich die Hochschule vor und nach 1989 kenne, eine Entwicklung, die dem Ganzen eine neue, interessante Färbung gibt. Also: Wie mit dem gesellschaftlichen Engagement der Christen umzugehen ist, haben wir vom Westen gelernt, so dass wir das vorsichtig, aber eben nicht misstrauisch, in Angriff nehmen.

Ein dritter Punkt ist die Frage: Wie stellt sich Kirche in der Gesellschaft dar? Das heißt hier: Wie kann sie eine Identität, ein Profil entwickeln und dann mit Selbstbewusstsein auftreten – z.B. in Gremien, in den Medien –, so dass sie wirklich als Kirche präsent ist und wahrgenommen wird, und sozusagen ihre Samenkörner zuweilen wie Sand in das durchdrehende Getriebe streut. Es war für uns im Osten eine neue Erfahrung, dass wir plötzlich vor Kameras und Mikrofonen befragt wurden, oder uns in Gremien bis in die Regierungskreise hinein, in denen wir bisher überhaupt nicht geduldet waren, als Kirche – und jetzt nicht nur der einzelne Christ, sondern als Kirche – positionieren sollten. Sich dann entsprechend, auch mutig, zu präsentieren – da haben wir, glaube ich, schon viel vom Westen gelernt oder sind dabei, es weiter zu lernen.

Konkret heißt das z.B. für die Theologische Fakultät Erfurt, dass ein Teil der Professoren inzwischen aus den alten Bundesländern kommt. Gerade sie bringen einen neuen Wind hinein, indem sie darauf dringen, dass wir als Hochschule auf dem Campus der Universität oder in der Stadt präsent sein müssen: Also wurden Flyer hergestellt und Plakate gedruckt und wird darauf geachtet, dass die Presse über unsere Aktivitäten informiert ist. Auch das ist etwas, was wir dem Westen abgeschaut haben.

Vielleicht kann ich es so zusammenfassen: Ich habe den Eindruck, dass eine verstärkte Öffnung gegenüber dem gesellschaftlichen Umfeld auf einem guten Weg ist, ohne dass die Profilierung dabei verloren geht.